

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

- Der Leipziger Stadtrat schlägt den Stadtverordneten für 1909 einen Einkommensteuerausgleich von 150 Prozent vor.
- Die Kündigung des Blocks wird offiziell als ein großes Mißverständnis hingestellt.
- Die Nordb. Allgem. Ztg. erklärt, daß die Regierung an der Erbschaftsteuer festhält.
- Durch die Abdankung des Kronprinzen von Serbien ist eine erhebliche Entlastung der Lage eingetreten.
- Rußland ist entschlossen, die Annexion Bosniens und der Herzegowina definitiv anzuerkennen.

## Die Kriegsgefahr.

Leipzig, 26. März.

Der brausenden Feesfanfare vom Dienstag, dem 18. März, folgt jetzt im englischen liberalen Lager eine jämmerliche Chamade. Die konservative Opposition hat es verstanden, die Äußerungen der Minister über die angebliche Krise in der Flotte auszunutzen, und jetzt wird die Regierung mit demselben Stoß geprügel, den Herr Asquith für seine linksstehenden Anhänger bestimmt hatte. Ueberall, in der konservativen Presse, in öffentlichen Versammlungen und in den Wahlkreisen, erschallt es aus tausenden „patriotischen“ Kehlen, daß die liberale Regierung das britische Reich an den Rand der Vernichtung gebracht hat, und am kommenden Montag wird es darüber zu einem Gesecht im Unterhause kommen. Umsonst bemühen sich jetzt die Liberalen, samt Asquith und Genossen, Del auf die stürmenden Wogen zu gießen, indem sie erklären, daß die Lage gar nicht gefährlich sei, daß die alte, die Vor-Dreadnoughtische Flotte noch immer für wenigstens zehn Jahre die Seeüberlegenheit Englands gegen die ganze Welt sichere, und daß auch in bezug auf die Dreadnoughts England einen großen Vorsprung gegenüber Deutschland habe. Selbst die eigenen Parteimänner sehen die Lächerlichkeit dieses verpateten Optimismus ein, und haben nicht mehr den Mut, dem Angriff der Imperialisten entgegenzutreten. Noch nie, so gar in den schlimmsten Tagen des Burenkrieges nicht, hat die liberale Partei eine so kolossale Dummheit begangen, und sie wird dafür schwer büßen müssen. Indem sie den Tories nachgegeben und sich gegenüber ihrem eigenen linken Flügel auf die Bismarcksche Methode der Einschüchterung eingelassen hat, hat sie ihre Position dem

Feinde preisgegeben, und jetzt wird nichts sie vor ihrem Schicksale retten.

„Mögen so alle verderben, die auf ähnliche Weise handeln!“ könnten wir mit dem griechischen Dichter sagen, wenn die Angelegenheit nicht so eine äußerst gefährliche Bedeutung für die englisch-deutschen Beziehungen hätte. Die Rückkehr der Konservativen ans Staatsruder bedeutet Krieg mit Deutschland, wenn Deutschland seine Flottenrüstungen nicht einstellt und auf die Art der Weltpolitik, die es in den letzten 15 Jahren getrieben hat, nicht verzichtet. So lange England ein kapitalistischer Staat ist, wird es seine Seemacht nicht aufgeben, und wenn Deutschland bei dem Wahnsinn beharrt, sich einmal mit England auf dem Wasser zu messen, dann kommt es unvermeidlich zum Kriege. Vergessen wir nicht, daß die Beziehungen zwischen den beiden Ländern nicht immer so waren, wie sie jetzt sind. Noch vor 25 Jahren segelte England völlig im Kielwasser der deutschen Politik. Als 1882 der Kampf zwischen England und Frankreich um den Besitz Ägyptens entflammte und die Streitfrage vor eine Konferenz der Großmächte gebracht wurde, da war es Bismarck, der den Einmarsch Englands in das Mittel heimlich billigte und die französische Politik, die auf die Erhaltung der Unabhängigkeit Ägyptens gerichtet war, verurteilte. Bismarck kalkulierte dabei, daß die Besetzung Ägyptens durch England die beiden westlichen Mächte für immer in zwei feindliche Lager spalten und Frankreich noch mehr als bisher isolieren würde. Das geschah auch. England okkupierte Ägypten, Frankreich brach alle freundschaftlichen Beziehungen zu England ab, und England wurde der innigste Freund Bismarcks. Schwerwiegende Konsequenzen ergaben sich daraus. Die politische Hegemonie des preussischen Militarismus wurde befestigt, und um sich aus seiner Isolierung zu retten, warf sich Frankreich in die Arme des Zarentums, wofür die Völker Rußlands, Mitteleuropas und Vorderasiens noch heute die Beße zu zahlen haben. Aber England war in die Bahn der deutschen Politik gelangt und verblies Deutschlands aufrichtigster Freund und Verehrer bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Was hat diese Beziehungen mit einemmal so verändert? Bereits am Anfang der neunziger Jahre machte sich in den industriellen Kreisen Englands ein Unbehagen ob der deutschen Handelskonkurrenz bemerkbar. Das war die Zeit, wo das Schlagwort „made in Germany“ in Umlauf kam, und die bekannte Williamsche Broschüre unter diesem Titel in Hunderttausenden von Exemplaren verkauft wurde. Man konnte aber bemerken, daß dieses Schlagwort nur noch der Deckmantel für die eben aufgetauchten protektionistischen Bestrebungen war, und keineswegs eine politische Feindseligkeit gegenüber Deutschland bedeutete. Dann aber kam die Besetzung von Kiautschou und die bekannten Reden über Weltpolitik, und England

wurde zum erstenmal beunruhigt. Auf die Besetzung von Kiautschou folgte die Besetzung von Weihaiwei, und als das Telegramm an den Präsidenten Krüger bekannt wurde, brach in England ein Sturm der Entrüstung los. Allein was folgte darauf? Etwa Kriegsdrohungen oder verstärkte Rüstungen? Ganz im Gegenteil, es folgten mehrere Anerbieten — u. a. von Chamberlain, dem Erz-Imperialisten, selbst — für eine weltpolitische Verständigung. England hatte damals auf dem Festlande noch keine Freunde, seine offizielle Politik war noch immer für Deutschland engagiert, der Hof war deutschfreundlich, die bekanntesten Politiker, wie Lord Rosebery und Haldane, waren es ebenfalls, und außerdem war Frankreich seit Fashoda und der Dreyfus-Affäre tief verabscheut. Warum wurden die englischen Anerbieten nicht angenommen? Ein diplomatisches Geheimnis! Statt erneuter Annäherung bekamen wir, zur Zeit des Burenkrieges, eine all-deutsche, d. h. englandfeindliche Agitation zu sehen, und gerade im schlimmsten Momente des Burenkrieges, als England eine Schlappe nach der andern erhielt, tauchte das Flottengesetz von 1900 auf. War das nicht eine Provokation? Hieß es denn nicht, daß England bereits ein zerfallenes Reich sei, und daß man jetzt seinen schwachen Händen auch den Dreieck entziehen könne? Der Dreieck gehört in unsere Faust! rief Wilhelm II. aus. Das war für England das entscheidende Moment. Nicht die Handelskonkurrenz und nicht einmal die Kolonialbestrebungen Deutschlands an sich waren es, die die Engländer aufbrachten, sondern diese Flottenrüstungen, die eine Beleidigung und eine Lebensgefahr für sie bildeten. Gleich nach der Beendigung des Burenkrieges — und die Beendigung wurde absichtlich beschleunigt, indem man den Buren die großmütigsten Bedingungen einräumte — wurden Verhandlungen mit dem alten französischen Feinde eingeleitet, und im Jahre 1904 kam es zu einer weltpolitischen Verständigung mit ihm, die seitdem die ganze internationale Lage beherrscht. Zur gleichen Zeit wurde Freundschaft mit den übrigen Mittelmeermächten geschlossen, und zuletzt kam eine Verständigung auch mit Rußland.

Wir wir schon früher einmal ausgeführt haben, ist auch England kein unschuldiges Lämmlein. Das aber mindert Deutschlands Schuld nicht, und seine Flottenrüstungen sind und bleiben die erste Ursache, die die ganze Gefahr geschaffen hat. Wenn die deutsche Bourgeoisie auch in diesem kritischen Augenblick nicht einsteht, wohin der preussische Absolutismus das Land verleitet, dann ist ihr eben nicht zu helfen. Dann bleibt für die deutsche Arbeiterschaft nur das eine, ihre ganze Kraft einzusetzen, um mit allen zu Gebote stehenden Mitteln das bestehende System umzuwerfen. Ob sie aber dann nicht gleich auch mit der gesamten bürgerlichen Ordnung reinen Tisch macht, diese Frage mag sich die Bourgeoisie selber beantworten.

## Seuiletton

### Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preetzang.

Nachdruck verboten.

15] Frau Trude klopfte ans Fenster: „Fahren Sie nicht so schnell, Friedrich. Die Erschütterungen...“ Der Schimmel fiel in seinen gemächlichen Gang. Wenige Minuten später klopfte es wieder: „Halten Sie an.“ Frau Trude kam nach vorn und stieg dort auf: „Er schläft fest. Ich muß ein wenig frische Luft haben. Ich kann ihn ja auch durch das offene Fenster sehen...“ Friedrich, Friedrich, was haben Sie angerichtet! „Ich?“ Er lachte wieder ärgerlich. „Na ja. Warum auch nicht?“ Und nach einer kleinen Pause in zornigem Trotz: „Wenn ich an die Beschimpfungen denke, die Ihnen zuteil geworden sind, Frau Trude, dann tut's mir leid, daß ich denen da unten nicht ihre weichen, warmen Kester in Brand gesteckt habe!“ „Gerr Friedrich!“ Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. Er zuckte zusammen. „Ja, da ist die Wunde...“ Nebrigens, Frau Trude: Sie werden immer höflich, wenn Sie böse sind.“ „Ja. Böse bin ich, wenn ich so lästerlich, so unberühmlich reden höre.“ „Nah! Sie gehören ja auch zur Lumpenbagaß! Wie wir alle! Haben nicht Haus, nicht Hof, nicht Fuhr.“ „Ich habe meine... Glücksbude, ja, trotz alledem. Und die weichen, warmen Kester? Darauf pfeif ich, Gerr Friedrich.“ „Ich eigentlich auch. Es ist ja blöd, so an der Kette zu liegen.“ Und wieder klang es trozig: „Die Leute

brauchen Sie aber nicht zu beschimpfen. Sie sind mehr wert, als...“

„Seht, seht!“ Jeremi rief. Der Wagen passierte eben eine Waldecke. Die Straße bog in scharfer Kurve nach links und ging hart am Rande des Tales entlang, in dem Grebesberg lag.

Ein roter Feuerstein fiel ihnen in die Augen und blendete die aus der Dunkelheit kommenden Gesichter. Dann sahen sie hohe, glührote Flammen empor schlagen, nieder sinken, weiterfressen. Der Kirchturm des Dorfes lag wie in bengalischem Licht. Der vergoldete Knauf funkelte. Die hohen Kirchenfenster blitzten. Rötlich leuchtete die Weinwand der Felle herüber. Von Haus zu Haus sprang die Flamme, von Scheune zu Scheune, von Stall zu Stall. Funkenregen sprühten empor, und brennende Speckseiten flogen wie Raketen in die Luft.

„Jetzt brennt der Kirchturm,“ sagte Friedrich. Das große runde Feld mit der Fahne hob sich deutlich von den anderen ab. Eine Flamme lief von unten herauf. Bis zur Fahne. Es war nur ein Luftackern. Dann brannten die Buden. Wie Papier lohnte die trockene Leinwand auf und leckte mit roten Zungen nach allen Richtungen. Ein einziges großes Feuermeer brandete dort unten. Glühende Rauchwolken schwebten über dem Dorf. Eine riesenhafte Flamme schlug hinein. Das war wohl die Kirche... Die Straße ließ das Tal nun hinter sich.

Als sie durch das nächste Dorf kamen, dröhnten auch dort die Sturmglocken. Der Nachtwächter tutete den Generalalarm. Heute rannten, halb angekleidet aus den Türen. Feuerwehrlöhne blinkten auf. Pferde wurden im Lauffschritt zur Spritze geführt.

Der Schimmel mußte ganz langsam gehen. Als Frau Trude durch das kleine Klappfenster blickte sah sie, daß Jeremias sich halb aufgerichtet hatte und erschreckt um sich sah. „Ich komme, miast!“ Sie sprang hinunter und begab sich in das Innere des Wagens.

„Beg dich hin, Diebster.“ Er faßte ihre Hand und flüsterte: „Was ist das? Sie läuten Sturm.“

„Zugendein Feuer.“ Er sah sie zweifelnd an: „Grebesberg brennt, nicht wahr?“

„Ja. Grebesberg brennt. Wir sind schon weit davon und in einigen Stunden über der Grenze.“ Er nickte und schloß die Augen.

Gleichzeitig schrie man draußen zum Kutschersitz hinauf: „Habt ihr das Feuer gesehen?“

Der lange Friedrich hob langsam den Kopf: „Grebesberg brennt.“ Die Spritze raffelte davon.

Ja. Grebesberg brannte. Drei Viertel des Dorfes lagen am folgenden Tage in Asche. Darunter die Kirche, das Gemeindefeind und der Geizbauerhof. Von den Buden blieb nichts.

Als die erste Morgenröte über die Gipfel des Böhmerlandes stieg, passierte die Glücksbude von Gertrud Lattenbach die Grenze.

Frau Trude hatte sich angekleidet aufs Bett gelegt, nachdem Jeremias wieder eingeschlafen.

Friedrich sah, ganz in sich versunken, auf dem Kutschersitz und schüttelte nur manchmal den Kopf. Nun kam ihm ganz ungeheuerlich vor, was da geschah. Und je höher der Tag stieg, je mehr der dunkle Nachthimmel erbleichte und das reine Licht des Sommermorgens die Dinge ringsum in Klarheit erstehen ließ, um so schwerer legte sich auf ihn der Gedanke an all das Unheil, das der heraufziehende Tag in graufamster Schärfe zeigen mußte. Sie waren nun Stunden davon entfernt, aber er sah es. Sah es ganz deutlich. Sah die rauchenden, glimmenden Zimmer; die verwundeten, verbrannten Menschen; die jammervollen Frauen und weinenden Kinder; die schrecklichen obdachlosen Tiere.